

aus: Dirk Kaesler,  
Soziologie als Berufung. Bausteiner einer selbstbewussten Soziologie  
Westdeutscher Verlag: Opladen 1997, 263-285.

Dirk Kaesler, \* 1944, 1995-2009 Professor der Soziologie an der Philipps-Universität Marburg.

Publikationen zu Max Weber:

- Max Weber (Reihe: Wissen), C.H.Beck: München 2011, 128 S.
- Max Weber. Eine Einführung in Leben, Werk und Wirkung (campus Studium), Campus Verlag: Frankfurt – New York 2003, 314 S.
- Max Weber. Eine Biographie, C.H.Beck: München 2014, 1007 S.

\*\*\*\*\*

Dominikaner „überlassen“ ihr Kloster der Universität 1527  
(Peter Janssen der Ältere, Aula der Alten Universität Marburg, 1903)



## Konturen einer Soziologie für das 21. Jahrhundert

Nach Aufnahme meiner Lehrtätigkeit zum Sommersemester 1995 an der Philipps-Universität Marburg hielt ich am 10. November 1995 den folgenden Vortrag als meine Akademische Antrittsrede.

(I)

Als der noch nicht 22jährige Landgraf Philipp im Herbst des Jahres 1526 mit dem Plan hervortrat, eine Universität in Marburg zu errichten, wußten die gelehrten Klosterbrüder des Heiligen Dominikus noch nichts davon, daß sie ein Jahr später beabsichtigen würden, ihr schönes Kloster der neuen Universität einfach so zu "überlassen". Sie wären wohl auch zu Recht ein wenig verwundert gewesen, daß gerade sie, die im Mittelalter die berühmtesten Prediger und bedeutende päpstliche Hoftheologen stellten, zu deren Mitgliedern so bekannte Gelehrte wie Albertus Magnus, Thomas von Aquin und Meister Eckhart zählten, die sich über Jahrhunderte in wissenschaftlicher Theologie verdient gemacht hatten, daß ausgerechnet sie also ihr Kloster für die Gründung einer hessischen Universität räumen würden, die dem Bekenntnis zur Reformation und zum humanistischen Bildungsideal verpflichtet werden sollte. Aber diesem Verwundern der Dominikaner verhalf der junge Herrscher, den man in den heutigen Lexika den "Großmütigen" nennt, schnell Abhilfe (vgl. HEINEMEYER 1979).

Schon Philipps Vater, Landgraf Wilhelm II, hatte in seinem Testament ausgeführt: "das mit flies darnach getracht und gescheen sal, das alle Closter in unserm Furstenthumb, Grafschaften und herrschaften sollen zcu der Reformation bracht werden". "Zur Reformation gebracht" war die euphemistische Formulierung für das lockende Ziel, die klösterlichen Gemeinschaften im Herrschaftsbereich der Landgrafen zu finanziellen, personellen und sonstigen Leistungen heranzuziehen. Schon lange hatten die Grafen begehrt auf die reichen Klöster geschaut, die durch das "Auslaufen" von Mönchen und Nonnen, im Zuge der Wirren der Bauernkriege, personell gefährdet waren.

Dem Sohn Wilhelms nun, Philipp, gab der Speyerer Reichstagsabschied im August 1526 die rechtliche Handhabe für seine Begehrtigkeiten: nun endlich durfte er das konfessionelle Bekenntnis in seinem Territorium in eigener Verantwortung festlegen. Marburg mit seinen zahlreichen, nahe beieinander gelegenen Klöstern erschien dem jungen Herrscher wie ein idealer Spielplatz seiner Herrschaftsphantasien: nun konnten die erforderlichen Gebäude und Räume für die nach mittelalterlichem Vorbild einzurichtenden Kollegien den Klöstern weggenommen werden.

Und so blieb den gelehrten Dominikanern wohl nicht viel anders übrig, als ihr Kloster zu räumen. In ihr ehemaliges Kloster zog die Juristische Fakultät, das geräumige Refektorium diente der neuen Hohen Schule als Aula. Die finanzielle Grundlage gaben der Universität die Einnahmen aus den säkularisierten, sprich:

enteigneten, Klostergründungen, die Räume der aufgehobenen Klöster und die Stadthäuser auswärtiger Orden wurden Professoren und Studenten als Unterkunft zugeteilt.

Zu Recht werden Sie sich langsam fragen, warum ich mit solchen lokal-historischen Betrachtungen eine soziologische Antrittsvorlesung beginne.

Sie sollen der Illustration meiner vielleicht etwas kühnen *Ausgangsposition* dienen, die da lautet:

In ähnlicher Weise, wie sich die protestantische Philipps-Universität Marburg einigermassen gewaltsam an die Stelle eines dominikanischen Klosters setzte, dieses, seiner ursprünglichen Bedeutung dann ohnehin entkleidete Gehäuse nach 1872 völlig abreißen ließ und sich mit ihrer wilhelminischen Pseudo-Gotik - wenn auch unter Verschönerung der alten Kirche - an eben diese Stelle setzte, plazierte sich, in durchaus vergleichbar besitzergreifender Weise, die akademische Soziologie, diese Schöpfung des europäischen 19. Jahrhunderts, an die Stelle von Theologie und Philosophie, wobei bei dieser Platzeroberung jedoch keine pietätvoll geschützten Schonräume vorgesehen waren. Ganz im Gegenteil, gerade die "alten Kirchen", an deren Stelle man sich setzte, sollten ja durch die neue Wissenschaft überflüssig und zertrümmert werden.

Und ebenso, wie es wohl erlaubt sein darf, danach zu fragen, welchen langfristigen Gewinn und Verlust die Menschen - und nicht nur die in Marburg - von der Vertreibung der Dominikaner durch die weltliche Universität zu verbuchen hatten, so wird man wohl in vergleichbarer Weise am Ende des 20. Jahrhunderts fragen können, wie die Zwischenbilanz dieser hundert Jahre Soziologie aussieht.

Auf dem Boden solcher Bilanz sollte es dann möglich sein, danach zu fragen, welche Konturen des Unternehmens Soziologie in der voraussehbaren Zukunft vorstellbar sind. Vor allem dann, wenn wir mit Freude und Enthusiasmus dieses "Projekt Soziologie" auch im 21. Jahrhundert fortführen wollen. Weniger als 5 Jahre trennen uns noch davon. Selbst nach Regelstudienzeitverordnung reden wir gerade mal von einer einzigen Studierenden-Kohorte. Wer in diesem Wintersemester das wissenschaftliche Studium der Soziologie aufgenommen hat, wird wohl kaum vor dem Jahr 2000 das Examen haben.

## (II)

Bevor wir uns jedoch darüber verständigen können, in welchem Zustand die Soziologie heute ist, und wie es mit ihr weitergehen soll, lade ich Sie zuerst zu einer kleinen Zeitreise in das Jahr 1895 ein, wobei uns naturgemäß hier nur soziologische Dinge interessieren sollen. Nur so läßt sich ja ermesen, welchen Weg dieses Fach bisher genommen hat.

In Frankreich, 38 Jahre nach dem Tod Auguste Comtes, jenem Denker, dem unsere Disziplin ihren Namen und noch manches mehr zu verdanken hat, beginnt im Jahr 1895 gerade der Stern des Emile Durkheim zu leuchten. Dieser ist zu

diesem Zeitpunkt 37 Jahre alt und war acht Jahre zuvor als "Chargé d'un Cours de Science Sociale et de Pédagogie" an die Université de Bordeaux geholt worden. Diese Dozentenstelle, die eigens für ihn geschaffen worden war, wurde im Jahr 1895 in einen regulären Lehrstuhl für "Sciences Sociales" umgewandelt. Durkheim, durch enormen Fleiß und Ehrgeiz getrieben, bot seine Lehrveranstaltungen sowohl im tradierten Fach Pädagogik an, als auch im erst in der Formation begriffenen Fach mit der Bezeichnung "Sociologie". Seine Hörerschaft besteht aus etwa 50 Personen, die den Abschluß als Grundschullehrerinnen und Grundschullehrer anstreben. Das erklärte Ziel der Universität Bordeaux und des Pariser Erziehungsministeriums bei der Errichtung der Durkheimschen Dozentur und seines Lehrstuhls war keineswegs die Institutionalisierung einer neuen akademischen Disziplin, sondern das einer republikanischen, säkularen Erziehung der kommenden Generationen von Französisinnen und Franzosen.

In den Vereinigten Staaten von Amerika war gerade erst drei Jahre davor, 1892, die University of Chicago von William Rainey Harper gegründet worden, dem führenden baptistischen Pädagogen jener Zeit, der in John D. Rockefeller einen bereitwilligen Finanzier für "seine" Universität gefunden hatte. Harper gelang es mit großem Erfolg, prominente Professoren anderer berühmter Universitäten an die neue Universität am Lake Michigan zu locken. Derart, daß die University of Chicago von Anfang an in der vordersten Front wissenschaftlicher Neuerungen stand. Das für uns Wichtige ist nun, daß diese progressive Reformuniversität von Beginn an mit Soziologie als akademischer Disziplin ausgestattet worden war.

Einer der allerersten Professoren, die Harper rekrutiert hatte, war Albion Small, Sohn eines baptistischen Pfarrers und selbst als solcher ordiniert, der seine Arbeit 1892 als "Head" des neugegründeten "Department of Sociology" aufnahm, dem ersten solchen Department in den USA und gleichzeitig in der ganzen Welt. Der ursprüngliche Historiker Small verhalf dem neuen Fach sehr schnell zu erheblicher Respektabilität, er selbst wurde bald zum Dean der Graduate School gewählt und avancierte zum Begründer des "American Journal of Sociology".

Als die University of Chicago am 1. Oktober 1892 eröffnet wurde, spiegelten die vier Mitglieder des Departments die ganze Vielfalt der Auffassungen dessen wieder, was man damals und dort unter Soziologie verstand. Neben Small waren die ersten Soziologen in Chicago: Charles Richmond Henderson, ebenfalls ehemaliger baptistischer Pfarrer, der neben seiner Professur für Soziologie auch noch das Amt des "University Chaplain" innehatte, Frederick Starr, ein Ethnologe, und eine Frau, Marion Talbot, die die Gebiete "home economics" und "sanitary science" vertrat. Nur wenig später kamen dazu Charles Zueblin, ein Alttestamentler, der sich insbesondere bei der Errichtung städtischer Wohlfahrtseinrichtungen engagierte, George Vincent, Sohn eines prominenten methodistischen Bischofs, der sich insbesondere für Erziehungsfragen interessierte, und der Literaturwissenschaftler William Isaac Thomas, das einzige nicht theologisch geprägte Mitglied des Departments (BULMER 1984).

Ungeachtet aller erheblichen Unterschiede: alle Genannten teilten eine optimistische und weltverbessernde Haltung gegenüber der modernen Welt und ihren Übeln. Der Hauptstimulus für die Entwicklung der Soziologie in den USA und ganz besonders in Chicago war die "Social Reform"-Bewegung und die damit verbundene liberale Theologie und Sozialphilosophie. Dieses optimistische Selbstverständnis einer "praktischen" Soziologie erwuchs angesichts der sozialen Probleme, die durch die rasante industrielle Entwicklung, die Folgeerscheinungen eines brutalen Frühkapitalismus, die vehemente Urbanisierung und das explosive Bevölkerungswachstum entstanden waren. Das durchgängige Argument dieser ersten Chicagoer Soziologen lautete, daß allein durch das wissenschaftliche Studium des sozialen Lebens die Gesetze des sozialen Wandels entdeckt werden können, und nur auf deren Basis eine wirksame Sozialpolitik formuliert werden könne. Akademische Soziologie und "Social Gospel" waren ununterscheidbar voneinander in einer Synthese zusammengeführt worden. Die Chicagoer Soziologie jener Gründungsphase war das Kind der "Eheschließung von Christentum, Wissenschaft und Gesellschaftsverbesserung", wie Steven Diner das genannt hat (DINER 1975).

Damit zu Deutschland im Jahr 1895: Ferdinand Tönnies, den man sicherlich als den institutionellen Begründer unseres Faches bezeichnen muß, stand zu diesem Zeitpunkt in seinem 40. Lebensjahr, forschte als nicht unvermögender Privatgelehrter und lehrte als außerordentlicher Professor für Philosophie in Kiel, hatte acht Jahre zuvor sein Mammutwerk "Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirische Culturformen" publiziert, das zu diesem Zeitpunkt nur von sehr wenigen seiner Freunde und Kollegen wahrgenommen worden war, und befaßte sich in dieser Periode empirisch mit dem Verbrechen als sozialer Erscheinung. Insgesamt spielte er zu dieser Zeit eine völlig unbeachtete Rolle am Rande der akademisch-wissenschaftlichen Welt des Wilhelminischen Deutschlands, sowohl geographisch als auch persönlich.

Max Weber, auf den aus heutiger Sicht so viel Gewicht bei der Begründung unseres Faches gelegt wird, war im Jahr 1895 gerade 31 Jahre alt und hatte im Jahr davor seine Tätigkeit als Inhaber des Lehrstuhls für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau aufgenommen. Sowohl an der Juristischen Fakultät als auch an der Philosophischen Fakultät bot er Pflicht-Veranstaltungen zu ausschließlich nationalökonomischen und juristischen Themen an. Am 13. Mai 1895 hielt er seine Akademische Antrittsrede zum Thema: "Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik", in der er sich als ziemlich unkritisches "Kind seiner Zeit" enthüllte. Darin präsentierte er sich sowohl als Opfer als auch als Propagandist eines nationalstaatlichen Denkens, das von Nietzsches Fassung der Hobbes'schen Idee des ubiquitären Kampfes ums Dasein, des Kampfes des Menschen mit dem Menschen getränkt war, und das die Parolen von der Notwendigkeit der territorialen Ausdehnung der politischen Macht des Deutschen Reiches mit Leidenschaft verkündete. Von "Soziologie" jedenfalls war bei Weber zu jener Zeit keine Rede, weder der Be-

zeichnung noch der Sache nach.

Der zu diesem Zeitpunkt 37jährige Georg Simmel, der bereits seit 10 Jahren für das Fach Philosophie habilitiert war, lehrte zu jener Zeit immer noch als Privatdozent an der Universität Berlin, erst fünf Jahre später wird man ihn zum Ordinarius für Sozial- und Geschichtsphilosophie ernennen. Im Jahr 1895 jedenfalls ist er finanziell, neben seinem familialen Erbe, auf die Hörengelder der Besucher seiner Lehrveranstaltungen angewiesen. Der damals herrschende Antisemitismus und die Skepsis gegenüber der Soziologie verbinden sich in besonders ausgeprägter Weise beim innerakademischen Widerstand gegen diesen Gelehrten. Denn "Soziologie" nennt er das, was er treibt, zumindest das meiste davon. Nicht nur, daß er Bücher und Aufsätze publiziert, in denen dieses Wort zumindest als Adjektiv fast durchgängig erscheint, sondern er liest vor allem auch über das Programm eines Faches, genannt Soziologie. Im Sommersemester 1894 bietet Simmel erstmalig ein Seminar an, das den lakonischen Titel "Soziologie" trug.

Wir wissen, daß gerade die Vorlesungen des Berliner Privatdozenten Simmel als kulturelle Ereignisse gefeiert, in den Tageszeitungen angekündigt und bisweilen dort sogar rezensiert wurden. Sein Publikum setzte sich, von vielen Kollegen spöttisch vermerkt, aus vielen Ausländern, geistig interessierten Nichtakademikern, Studierenden aller Fakultäten und vor allem aus zahlreichen Frauen zusammen. An seiner Vorlesung über "Pessimismus" im Wintersemester 1894/95 nahmen, laut Hörengeldabrechnung, 269 Personen teil - eine für damalige Verhältnisse ungeheure Zahl.

Erwähnt sei wenigstens, daß unter seinen ausländischen Hörern in Berlin beispielsweise der genannte Chicagoer Soziologe, Robert Park, gesessen hatte, und daß der mächtige Chicagoer Albion Small nicht nur dafür sorgte, daß Simmels soziologische Arbeiten bereits ab 1896 im "American Journal of Sociology" publiziert und intensiv rezipiert wurden, sondern daß Small eben diese Übersetzungen selbst anfertigte.

Fügt man diese wenigen Stichworte zur Situation der Soziologie von vor hundert Jahren in Frankreich, den USA und in Deutschland zu einem einzigen Bild zusammen, so formiert sich die Vorstellung einer ursprünglichen Konzeption von Soziologie, ungeachtet aller notwendigen Binnendifferenzierungen.

Demnach war Soziologie vor hundert Jahren jenes aufregende, konzertierte, disziplinen-, generationen- und länderübergreifende intellektuelle Unternehmen des späten 19. Jahrhunderts, das getragen war von den Grundgedanken der Aufklärung. Im Zentrum des internationalen "Projekts Soziologie" standen zwei zentrale Überzeugungen:

Zum einen der Glaube an die Wissenschaft, die den Menschen dabei helfen wird, die Welt zu verstehen und zu erklären, zum anderen der Glaube daran, daß die historisch vorangegangene Begründung der Suche nach der "guten Ordnung", insbesondere in der Religion, durch die menschliche Vernunft ersetzt werden könne. An die Stelle Gottes sollte die wissenschaftliche Vernunft des Menschen treten.

Es ist keine sonderlich originelle Einsicht, darauf zu verweisen, daß solche Vorstellungen wesentlich mit jenen Umbrüchen in den Gesellschaften Europas und Nordamerikas zu tun hatten, die wir gemeinhin mit dem Beginn der "Moderne" chiffrieren. Die soziologische Suche nach einer "guten Ordnung" war auch ein Versuch, diese Wandlungsprozesse zu verstehen und adäquate Reaktionsweisen zu finden. Völlig unabhängig davon, ob man es durch eine republikanisch-säkulare Erziehung, durch eine sozialreformerische Gesellschaftskritik oder durch das Konzept einer Soziologie als intellektuellen Beitrag zum Verständnis der Moderne versuchte, die zentrale Aufgabe der Soziologie sollte sein, die bestimmenden Charakteristika der modernen Gesellschaftsordnung zu identifizieren und zu diagnostizieren.

Ein solches Unternehmen, das sich dann selbst "Soziologie" nannte, begann mit Auguste Comte, dem wir eben nicht nur den Namen unserer Wissenschaft verdanken, sondern damit verbunden diese beiden zentralen Begründungsgedanken. Was hatte dieser französische Philosoph und Mathematiker, der Begründer des "Positivismus", der jede Metaphysik ablehnte, mit seinem Projekt "Soziologie" im Sinne?

Es war zum einen die Übernahme des naturwissenschaftlichen Erkenntnismodells auf die wissenschaftliche Erforschung der Gesellschaft, bzw. des Menschen in der Gesellschaft. Alles was in Europa zur Zeit der Französischen Revolution gedacht wurde, kann man hier zutreffend assoziieren. Vor allem der, aus heutiger Sicht gar nicht mehr nachvollziehbare, grenzenlose Glaube an die Wissenschaft, insbesondere natürlich der Glaube an die naturwissenschaftliche Fähigkeit des Menschen, die Natur zu erforschen und zu verstehen.

Das Programm von Comte war im Grunde nichts anderes als die Übertragung des Modells der Biologie oder der Physik auf die Gesellschaft, auf den Menschen in der Gesellschaft. Ebenso wie die Naturwissenschaften die Gesetze, nach denen die Natur funktioniert und denen sie gehorchen muß, so wie die Physik, die in gewisser Weise als die Königswissenschaft für diese betrachtet wurde, vor allem den Bereich der unbelebten Materie und die Eigenschaften der Strahlung und der Kraftfelder erforscht, ebenso sollte das die Soziologie für die Gesellschaft leisten. Der Mensch in der Gesellschaft ist ebenso erforschbar, auf naturwissenschaftlicher Basis erforschbar, wie die nicht belebte Natur durch die Physik.

Dieses Konzept einer "sozialen Physik" also stand am Anfang des intellektuellen Unternehmens Soziologie, zumindest in seiner ursprünglichen, französischen Variante. Damit war eine Vielzahl von Vorgaben gemacht. Erstens die Orientierung an dem Wissenschaftsmodell Physik, zweitens ein ganz bestimmter Gesetzesbegriff und drittens die Antwort auf die Frage: Wozu dient das Ganze? Wie in der Naturwissenschaft, die nicht um ihrer selbst willen forschen wollte, sondern die Natur beherrschen wollte, sollte auch die Soziologie dabei helfen, die Gesellschaft und die Menschen in ihr zu beherrschen.

So wie uns das Newtonsche Gravitationsgesetz die Anziehungskraft der Massen von Körpern berechnen hilft, so soll uns die wissenschaftliche Soziologie das

Verhalten und Handeln von Menschen voraussagen helfen. So wie es der Physik nicht allein um das interesselose Verstehen: Warum fällt der Apfel vom Baum? ging, sondern um die Bereitstellung von manipulativen Wissen nach dem Muster: Wenn wir wissen, wie der Apfel vom Baum fällt, daß er ganz bestimmten Gesetzen gehorchen muß, dann können wir dieses Fallen des Apfels manipulieren, wir können es vorausberechnen und wir können unser Wissen über fallende Äpfel dazu verwenden, um andere fallende und fliegende Objekte, wie beispielsweise auch Kanonenkugeln, benutzen um bestimmte Wirkungen zu erzielen.

Es war ein bestechend einfaches Programm nach dem Motto: "Voir pour savoir, savoir pour prévoir, prévoir pour prévenir". Sehen und Beobachten, was passiert: Äpfel fallen von Bäumen, Menschen gehen Koalitionen ein. Dann Voraussehen und Voraussagen, was passieren wird: Äpfel werden unter den und den Bedingungen fallen, Menschen werden ganz bestimmte Koalitionen mit größerer Wahrscheinlichkeit eingehen, als andere. Und dann Vorbeugen: auf der Grundlage des erarbeiteten Wissens, Maßnahmen zu ergreifen, daß Äpfel in bereitstehende Kisten fallen werden und Menschen nur jene Koalitionen eingehen, die im Interesse der Gesellschaft sind.

So entstand auch in der Soziologie jenes aufklärerische Konzept von Wissenschaft als Grundlage der Manipulation von Wirklichkeit, als Quelle von Macht also. Nach dem Motto des Francis Bacon: "Ipsa scientia potestas est", das Wissen selbst ist Macht. Für die Soziologie brachte das Programm des Auguste Comte das Erbe jenes Gedanken mit, demzufolge die Ziele der wissenschaftlichen Arbeit es sind, die Menschen, die in geschichtlichen Gesellschaften leben, zu beobachten, zu beschreiben, zu analysieren und zu prognostizieren. Und sollten auf diese Art Prognosen entstehen, die unerfreuliche Entwicklungen vorhersehen lassen, die uns nicht gefallen, die wir verhindern wollen, dann unternehmen wir etwas dagegen, und zwar nicht intuitiv, sondern aufgrund unseres Wissens, wie es zu verhindern sei. So wie wir durch die Physik die Natur beherrschen können, können wir durch die Soziologie menschliche Geschichte und Gesellschaft verändern und beherrschen.

Ein solches Programm war wahrlich kein kleiner Beitrag zur Erweiterung des menschlichen Wissens: es war ein radikales Erkenntnisprogramm, das noch dazu auf eine versteckte zweite Überlegenheitsannahme hinauslief.

Jene Wissenschaft nämlich, die dieses tut, wird dann die Königin der Wissenschaften sein, zumindest der Wissenschaften vom Menschen. Das ist dann nicht irgendeine Wissenschaft, die ihren bescheidenen und arbeitsteiligen Beitrag leistet, sondern eben die Wissenschaft der Wissenschaften.

### (III)

Dies also war, in knappster Form, das Gründungsprogramm der Soziologie von vor hundert Jahren, von dem ich sage, daß es auch heute noch in vielfältiger Form

zu finden ist. Auch heute gibt es noch viele in der Zunft, die meinen, daß es darum geht, dieses Programm umzusetzen. Sicher, manches wird heute so nicht mehr formuliert, aber die Grundgedanken begegnen uns bis heute.

So zum Beispiel die Vorstellung von der Ablösung vom metaphysisch-philosophischem Denken, die Krönung der Wissenschaft durch die Soziologie und vieles andere mehr, aber vor allem die Idee, daß die Soziologie jenes Unterfangen sei, durch das die Menschen sich über die Gesellschaft und den historischen Weg, den menschliche Gesellschaften gehen werden, aufklären kann und will.

Ich denke, solche Gedanken finden sich nicht zuletzt, so hoffe ich zumindest, bei den meisten unserer Studierenden. Gerade diejenigen, die sich was dabei gedacht haben, Soziologie zu studieren, werden doch wohl hoffentlich solcher Erwartungen wegen gesagt haben: dann soll es Soziologie sein. Und eben nicht Betriebswirtschaftslehre, Pharmazie oder Rechtswissenschaften oder irgendeiner jener vielen anderen Studiengänge, die in praktische, verwertbare Berufsqualifikationen münden. Nein, Soziologie soll es sein, als immer noch jenes intellektuelle Großunternehmen, mit dessen Hilfe die Menschen ihre Gesellschaft und ihre Geschichte verstehen lernen wollen, um sie auf der Grundlage solchen Verstehens selbst in die Hand nehmen zu können. Nicht willenlos einfach Opfer von angeblichen gesellschaftlichen Zwangszusammenhängen und angeblichen historischen Gesetzmäßigkeiten zu werden.

Bis heute zieht die Soziologie Menschen an, die sich von der Auseinandersetzung mit ihr versprechen, daß wir ihnen das Wissen und die Instrumente vermitteln können, mit deren Hilfe sie Gesellschaft durchschauen können, mit deren Hilfe sie die intellektuelle Macht erlangen, die sich eben nur aus Wissen schöpft, um Gesellschaft aktiv verändern zu können.

Der Glaube an die prinzipielle Möglichkeit der Realisierung dieses Modells für die Soziologie ist nun etwas, das unmittelbar zusammenhängt mit dem, was man den Theorie-Praxis-Nexus nennen kann. Ohne es an dieser Stelle ausführlich wiederholen zu wollen, verweise ich darauf, daß ich für die Entwicklung der akademischen Soziologie in Deutschland für diese Verbindung von Theorie und Praxis vier idealtypische Antworten auf die Fragen: Was ist Soziologie? und: Was soll Soziologie in der Praxis bewirken?, voneinander unterschieden habe.

Zum einen, so versuchte ich zu zeigen, wurde das Unternehmen Soziologie von einigen als eine naturwissenschaftliche "Gesetzeslehre" verstanden. Also genau jenes Verständnis, das von der bisher skizzierten älteren Konzeption getragen wird, und an deren Ende die Formulierung von Gesetzen der Gesellschaft stehen sollte. Menschen, die in Gesellschaften leben, folgen erforschbaren und nachweisbaren Gesetzen der Koalitionsbildung, der Kriegsabläufe, der Revolutionen, des Heiratsverhaltens, usw. usw. Mit möglicherweise noch so vielen Parametern, Randbedingungen, aber es muß doch wohl mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht einige soziologische Gesetze formulieren können.

Der glatte Gegenentwurf zu diesem Verständnis von Soziologie war in der Formationsphase der Disziplin der "Sinndeutung". Dort war Soziologie nicht

nur eine Wissenschaft, die zu unserem Wissen über den Menschen in der Gesellschaft beiträgt, sondern es sollte jene Wissenschaft werden, die dem gesellschaftlichen Leben, der gesellschaftlichen Wirklichkeit, Sinn vermitteln soll. Auch das war immer noch ein Reflex der alten Comte'schen Ideen gewesen, die in der aufgeklärten Wissenschaft den großen Ersatz für Theologie und Metaphysik sah. Schluß mit Göttern, Hokuspokus, Zauberei, Schluß aber auch mit irgendwelchen philosophischen Begrifflichkeiten wie Geist und Seele, all das wird den Menschen nicht helfen, sich in ihrer Welt, in ihrer Gesellschaft, in ihrer Geschichte zu orientieren. Außer Wissenschaft, Wissenschaft im naturwissenschaftlichen Sinne, gibt es keine verlässliche Grundlage für die Bereitstellung orientierungsgebender Sinnangebote. Und das wird dann zur Aufgabe einer geisteswissenschaftlichen Soziologie erklärt.

Mit den grundlegenden Gedanken von Wilhelm Dilthey formierte sich, gerade in Deutschland, ein intermediäres Konzept von Soziologie, das wir gerne als sozialwissenschaftliches Verständnis von Soziologie bezeichnen. Unabhängig davon, ob man eine eher sozialtechnologische Variante meint, derzufolge es die Aufgabe der Soziologie sei, mit ihrem Fundus von Methoden, Fragen und Forschungsergebnissen, dazu beizutragen, daß Gesellschaften besser funktionieren, oder ob sie als Oppositionswissenschaft, wie ein bohrender Pfahl im Fleisch der Gesellschaft steckt, immer ergab sich ein Verständnis von Soziologie, demzufolge diese Wissenschaft jene war, die geradezu prädestiniert dazu war, der Gesellschaft Impulse zu ihrer Veränderung zu geben, entweder systemkonforme oder systemkritische.

Das Spannende an diesem Spektrum der Möglichkeiten von Soziologie ist nun, daß es diese vier idealtypischen Positionen von Anfang an in der deutschen Soziologie gegeben hat. Es waren wichtige, literarisch durchdachte Positionen und ich kann nur sagen, die Argumente um die letzte Jahrhundertwende waren nicht blöder als Argumente die heute für die gleichen Diskussionen genannt werden. Die wissenschaftshistorisch wichtigste Frage ist nun, welche Gruppierung, welches Verständnis der genannten vier, sich wie und auf welche Dauer durchgesetzt hat.

Für die deutsche Soziologie ist das relativ einfach. Im Prinzip hat sich durch das Gespann von zwei Männern, Ferdinand Tönnies und Leopold von Wiese, die Variante der Gesetzeslehre durchgesetzt. Diese beiden Institutionalisierung der deutschen Soziologie wollten Schluß machen mit den Sinndeutern, den Gesellschafts-Philosophen. Mit Soziologie als Oppositionswissenschaft hatten sie es beide auch nicht so, einer soziologisch inspirierten Sozialtechnologie waren beide prinzipiell nicht abgeneigt, aber beide betonten, daß die Soziologie als Wissenschaft einfach noch nicht so weit sei, als daß sie schon etwas in dieser Richtung anbieten könne. Das vorrangige Ziel bei der Etablierung der wissenschaftlichen Soziologie, die einem naturwissenschaftlich orientierten Programm folgte, sei die allmähliche Konstruktion einer soziologischen Begriffs- und Gesetzeslehre.

Es war, so sieht es retrospektiv aus, das Erfolgsrezept für den institutionellen

Siegeszug dieser parvenuhaften Disziplin, die in Deutschland im engeren Sinn erst nach dem Ersten Weltkrieg ins Leben gerufen wurde, mit den ersten drei Professuren, Franz Oppenheimer an der Universität Frankfurt, Leopold von Wiese und Max Scheler an der Universität Köln. Die erste vollamtliche Soziologie-Professur bekleidete Hans Freyer an der Universität Leipzig ab 1924, und ab da etablierte sich die universitäre Soziologie in Deutschland geradezu exponentiell.

#### (IV)

Als im Jahr 1933 die Nationalsozialisten das Sagen in Deutschland bekamen, war die wissenschaftliche Soziologie bereits relativ erfolgreich etabliert. Es gab um die fünfzig Professuren für Soziologie, es gab Institute, Hauptfachstudiengänge, Prüfungsordnungen, Zeitschriften, Lehrbücher und eine wissenschaftliche Gesellschaft mit regelmäßigen Kongressen. Keine schlechte Bilanz angesichts der Tatsache, daß das alles in ein vorher sehr festgefügtes akademisches System an den deutschen Universitäten stieß und sich in ökonomisch außerordentlich harten Zeiten vollzog.

Die Wortführer dieser Institutionalisierung hatten teilweise recht vollmundig den Anspruch erhoben, daß sie und ihre Wissenschaft dabei mithelfen wollten, nicht nur die Gesellschaft wissenschaftlich zu verstehen und zu erklären, sondern ihr auch bei der Lösung sozialer Probleme zu helfen. Eben dafür forderten sie Geld, Unterstützung und Anerkennung. Und sie bekamen erstaunlich viel von dem, was sie sich wünschten. Somit scheint es wohl nicht völlig unziemlich zu sein, zu fragen: Was hat dieses durchaus wohletablierte Fach und seine nicht wenigen Vertreter eigentlich geleistet, um jene gesellschaftlichen und politischen Veränderungsprozesse in Deutschland zu erkennen, vielleicht sogar vorherzusehen, die sich vor 1933 vollzogen, und die auf jenes schicksalsschwere Datum hingelaufen sind?

Natürlich wäre es eine unhistorische Sinnlosigkeit, zu konstatieren, daß die Weimarer Soziologie nichts über die Vernichtungsfabriken der Nazis geschrieben hat. Aber danach zu fragen, was die deutsche Soziologie, diese Wissenschaft von der Gesellschaft, getan hat, um zu erkennen, was sich da in Deutschland anbahnte, kann sicherlich keine unbillige Frage sein. Der allmählich vorbereitete Siegeszug nationalsozialistischen Gedankenguts und der damit verbundenen, sieghaften Bewegung war ja nicht über Nacht vom Himmel über Deutschland und Österreich gefallen. Seit spätestens Anfang der 20er Jahre entstand eine Bewegung, die sich nicht nur in den Hinterstuben Münchener Wirtshäuser, sondern die sichtbar auf den Straßen ganz Deutschlands war, und die ihre, ebenfalls gut beobachtbaren Entsprechungen in anderen europäischen Ländern hatte. Die Fragen müssen also lauten: Was hat die Soziologie in Deutschland dazu beigetragen, jene gesamtgesellschaftlichen Prozesse in Deutschland wissenschaftlich aufzuklären, die mit dem allmählichen Siegeszug des Faschismus und Nationalsozialismus in Verbin-

dung standen?

Ich werde an dieser Stelle nicht in die Details meiner eigenen Forschungsergebnisse zu diesen Fragen einsteigen. Ich denke, daß ich einigermaßen gut belegt gezeigt habe, daß die frühe deutsche Soziologie, ganz allgemein gesprochen, dem NS gegenüber hilflos bis anfällig gegenüberstand. Und so kam ich zu dem, häufig zitierten, Diktum des "Versagens" der deutschen Soziologie angesichts dieser schicksalhaften Aufgabe. Mit einer Vielzahl von Belegen konnte ich zeigen, daß man den meisten Soziologen jener Zeit sowohl persönliche als auch analytische Hilflosigkeit attestieren muß. In einigen, und keineswegs nur marginalen Fällen, läßt sich hohe ideologische Anfälligkeit und Verführbarkeit diagnostizieren. Und in einigen Fällen, die allerdings quantitativ eine absolute Minderheitenposition darstellten, muß eine offen opportunistische Anbiederei dem Unrechtssystem gegenüber verzeichnet werden, die sich insbesondere in der Form sozialtechnologischer Beratung entfaltete. Das war und ist keine gute Bilanz für unser Fach.

Nach den vorliegenden Forschungsbefunden muß ein Ende gemacht werden, mit jenen Mythen, die nach 1945 in die Welt gesetzt wurden, nach denen die Nazis *die* Soziologie verboten und vertrieben hätten. Wir wissen heute, daß die Nazis nicht *"die"* Soziologie verboten und bekämpft haben, sondern allein *bestimmte* Vertreter dieses Faches bekämpft und *manche* davon zur Emigration gezwungen haben. Aber wir müssen eben auch konstatieren, daß manche Soziologen nicht nur nicht bekämpft wurden, sondern ganz im Gegenteil in den Dienst des NS-Gesellschaftssystems eingespannt wurden, oder vielmehr sich selbst einspannten. Es kann auch keine Rede davon sein, daß der universitäre Betrieb der Soziologie an deutschen Hochschulen eingestellt worden sei. Ganz im Gegenteil, es läßt sich zeigen, daß sich sogar eine erhebliche institutionelle Förderung des Ausbaus der empirischen Sozialforschung überhaupt erst in dieser Zeit vollzog. Der geliebte Mythos der verbotenen, der vertriebenen, der fürchterlich bekämpften Soziologie muß aufgegeben werden (KLINGEMANN 1981; 1992).

Diese schreckliche Bilanz gilt vor allem für die universitär-akademische Soziologie. Durch weitere Nachforschungen in den letzten Jahren konnte ich dieses düstere Bild an entscheidender Stelle ergänzen (KÄSLER / STEINER 1992). Es gab eine Gruppe soziologisch ausgebildeter Intellektueller, die sich insbesondere journalistisch und parteipolitisch engagierten, die auch schon deswegen keine Positionen im universitär-akademischen Betrieb erlangten, die alle der deutschen Sozialdemokratie nahestanden, die diese trostlose Bilanz ein wenig aufhellen können. Diese Menschen, die soziologie-historisch unbekannt geblieben sind, von denen ich jedoch sagen würde, daß sie in einem inhaltlichen Sinn soziologisch gearbeitet haben, haben bereits *vor 1933* soziologische Analysen über die gesellschaftlichen Hintergründe des Entstehens des Nationalsozialismus, über die soziale Rekrutierung der Anhängerschaft und der Parteimitgliedschaft vorgelegt, also im eigentlichen Sinne soziologische Analysen erarbeitet. Es läßt sich erfreulicherweise diese Gruppe von soziologisch qualifizierten politischen Intellektuellen ausmachen, von denen ich zu zeigen versuchte, daß sie zumindest die analytische

Ehre der Soziologie gerettet haben.

Nicht zur Ehre unseres Faches dient jedoch sowohl die Tatsache, daß derartige Analysen nicht im akademisch universitären Kontext produziert oder publiziert wurden, sondern vorzugsweise in parteinahen Blättern und in gewerkschaftsnahen Zeitschriften, als auch die Tatsache, daß diese Analysen, so weit man das heute abschätzen kann, politisch und wissenschaftlich absolut folgenlos geblieben sind.

Nicht einmal der Hauptadressat dieser soziologischen Analysen, sprich die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, nahm diese sonderlich ernst oder ist in irgendeiner relevanten Weise darauf eingegangen. Es bleibt als Fazit für die deutsche soziologische Analyse des Nationalsozialismus und des Faschismus vor 1933 das beschämende Spektrum entweder einer sowohl akademisch und politisch völlig irrelevanten Auseinandersetzung mit dem Phänomen des allmählich heraufziehenden Faschismus oder die weitgehende Nichtbeachtung, die opportunistischen Anpassungsstrategien bis hin zu ideologischer Zustimmung und aktiver Kollaboration.

Auf diesem Hintergrund kommen wir um so schärfer zu den beiden genannten Fragen zurück: Wie kam es zu diesem Versagen der deutschen Soziologie? Und: Was können wir daraus für eine Soziologie für das 21. Jahrhundert lernen?

### (V)

Das von mir so bezeichnete Versagen der Soziologie hatte, nach meiner Einschätzung, unmittelbar mit dem eingangs skizzierten, selbstgesteckten erkenntnistheoretischen Ziel zu tun. Das Janusköpfige des Hin-und-Her-Gerissenseins zwischen Gesetzeslehre und Sinndeutung, zwischen Oppositionswissenschaft und Sozialtechnologie, führte einerseits dazu, daß die Soziologie *keiner* dieser Aufgaben wirklich überzeugend gerecht wurde. Das mit Pathos aufgeladene Verständnis der Soziologie als der Naturwissenschaft von der Gesellschaft, als Sozial-Physik, war, so meine ich, zum einen von vornherein zum Scheitern prädestiniert. Zum anderen führte es dazu, daß gerade die Soziologie in Deutschland dem ebenfalls selbst gestellten Anspruch, die zeitdiagnostische Wissenschaft zu sein, ebenfalls nicht gerecht wurde.

Ich denke, es läßt sich zeigen, daß die frühen deutschen Soziologen nicht wahrgenommen haben, daß die Soziologie in einem außerordentlich komplizierten Wechsel-Verhältnis zwischen drei Bereichen gefangen ist.

Der eine Bereich ist der, den ich abgekürzt "Soziologisches Wissen" nennen möchte. Damit meine ich gewissermaßen den Korpus jenes begrifflichen, theoretischen und empirischen Wissens, den unser Fach im Laufe der letzten hundert Jahre akkumuliert hat. Gerade die Soziologie an den Universitäten hat nach meiner Überzeugung die wichtige Aufgabe, gewissermaßen als kritische Prüferin, Hüterin und Weitergeberin eben dieses Schatzes soziologischen Wissens zu wirken.

Zweitens gibt es jenen Bereich, den ich überschreibe mit "Allgemeine Konzepte über gesellschaftliche Wirklichkeit". Abgekürzt meine ich damit alles das, was in der Gesellschaft so über "die Gesellschaft" gedacht wird. Wenn Sie so wollen, alle heute gängigen Vorstellungen von Menschen unter der Überschrift: In was für einer Gesellschaft leben wir? Wo steht die deutsche Gesellschaft heute? Wie steht es um die Gesellschaft Hessens? Wie um die Gesellschaft der Universitätsstadt Marburg? Was ist mit unserer Jugend, unseren Alten, unseren Familien - oder womit auch immer - los?

Es gibt ein riesiges Konglomerat solcher Vorstellungen, Meinungen, Einschätzungen, Ideen, Konzepten und Begriffen über gesellschaftliche Wirklichkeit. Und dieses Sammelsurium ist erst einmal getrennt von der soziologischen Wissensproduktion. Die Menschen warten nicht auf die Soziologie, um darüber nachzudenken, was mit ihren Gesellschaften los ist. Auch ohne die wissenschaftliche Betreuung leben sie in diesen Gesellschaften, mit ihren Vorstellungen und Ideen über diese.

Und drittens gibt das, was wir in der Soziologie die "gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit" nennen. Dahinter steckt die Idee, die spätestens mit den Beiträgen von Alfred Schütz, Peter Berger und Thomas Luckmann zum genannten Bestand "soziologischen Wissens" zählt und nicht mehr hintergebar ist: nämlich daß Menschen ihre gesellschaftliche Wirklichkeit nicht zuletzt mit Bezug auf ihre Vorstellungen von gesellschaftlicher Wirklichkeit selbst konstruieren. Wir wissen, daß es einen relevanten Vermittlungszusammenhang gibt zwischen dem, was Menschen über Wirklichkeit denken und dem, was sie tun (vgl. BERGER / LUCKMANN 1969).

Wenn also beispielsweise jemand die Vorstellung hat, daß unsere heutige deutsche Gesellschaft eine leistungsorientierte Konkurrenzgesellschaft ist, in der es darum geht, sich individuell und kollektiv durchzusetzen, verhält er sich anders und schafft damit an einer anderen sozialen Wirklichkeit mit, als wenn er denkt, daß diese Gesellschaft wie ein freundlicher, harmonischer Gesangverein organisiert ist, bei dem es darum geht, daß wir gemeinsam einen Choral schön hinkriegen. Unterschiedliche Ideen *über* gesellschaftliche Wirklichkeit bewirken die Konstruktion unterschiedlicher sozialer Wirklichkeiten.

Ich habe zu zeigen versucht, daß sich die frühe deutsche Soziologie in ihrer Mehrheit über diesen komplizierten dialektischen Zusammenhang der aufgeführten drei Bereiche nicht hinreichend im klaren gewesen war. Ungeachtet der Tatsache, daß es immer ein großes Getümmel heftig miteinander konkurrierender Angebote auf dem Markt der Sinndeutungen von Gesellschaften gibt, interessiert mich vorzugsweise die Rolle der Soziologie bei diesem Marktgeschehen. Die Soziologie kann nicht länger so tun, als ob sie in diesem Zusammenhang nicht an zentraler Stelle mitspielt, und weitgehend unschuldig an dem ist, was in der Gesellschaft über gesellschaftliche Wirklichkeit gedacht wird.

Zum zweiten nennen ich einen Zusammenhang, der uns zur Überschrift des "Versagens" der frühen deutschen Soziologie bei der analytischen Durchdringung

des Faschismus und Nationalsozialismus zurückführt. Die von mir untersuchten frühen deutschen Soziologen glaubten, sie könnten so lange ungestört ihre reine Wissenschaft betreiben, bis sie endgültige Ergebnisse produziert hätten, und erst dann wollten sie gewissermaßen auf die Gesellschaft zugehen. Sie hatten nicht bedacht, daß alles, was in der Soziologie gedacht und vor allem auch was nicht gedacht und nicht geschrieben wird, einen Effekt auf gesellschaftliche Wirklichkeit hat.

Als dritten Zusammenhang für den speziell deutschen Fall des Versagens nenne ich die nachweisbare Tatsache, daß die damaligen ersten deutschen Soziologen, die dieses Fach angelegt haben und deren Wirkspuren noch heute sichtbar sind, zu sehr damit beschäftigt waren, im inneruniversitären, innerakademischen Diskurs gehört und respektiert zu werden. Sehr abgekürzt kann gesagt werden, daß der Preis für die Aufnahme der Soziologie in die Universitäten als Fach ein sehr hoher war. Er war erkaufte, so behaupte ich, durch zum Teil das Verdrängen bis hin zum Negieren eben gerade der zeitdiagnostischen, der zeitanalytischen Aufgaben der Soziologie. So etwas wurde, ganz besonders in Deutschland, schnell diffamiert als Sozialpolitik, als Journalismus, als literarisches Feuilleton, auf jeden Fall als etwas Unwissenschaftliches. "Anständige" Wissenschaft im deutschen Sinne war eine, die möglichst weit weg vom Zeitdiagnostischen war und ist. Wissenschaft, gerade wenn sie akademisch respektierlich sein will, beteiligt sich nicht am fragwürdigen Geschäft der tagespolitisch und ideologisch gefärbten Zeitdiagnose.

Gerade diese letzte Position variiert von Nationalkultur zu Nationalkultur erheblich. In der Republik Frankreich sieht das seit der Französischen Revolution ganz anders aus, dort haben Intellektuelle, bis heute, eine sehr andere öffentliche Rolle, als das in Deutschland der Fall war und ist. Auch in den Vereinigten Staaten sieht das, seit deren Revolution, ebenfalls sehr anders aus, wo es die anerkannte Figur des "public thinker" gibt. Der kann durchaus auch ein Soziologe sein.

Wenn ich mich hier, in einer Antrittsvorlesung als Professor für Allgemeine Soziologie an einer deutschen Universität, auf den deutschen Fall konzentrieren werde, so merken Sie vielleicht, daß ich ganz allmählich das Programm einer *selbstreflexiven Soziologie* in ihren Konturen zu zeichnen beginne. Eine solche ist eine Soziologie, die sich des genannten komplexen dialektischen Vermittlungszusammenhangs zwischen soziologischem Wissensbestand, den Ideen über gesellschaftliche Wirklichkeit und der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit bewußt ist. Nach der wissenssoziologischen, selbstreflexiven Wende der Soziologie sollte unser Fach eigentlich nicht mehr anders denkbar sein und sollte in dieser Hinsicht nicht mehr unterboten werden.

## (VI)

Damit sind wir bei der Frage nach dem Zustand der heutigen wissenschaftlichen Soziologie in der Bundesrepublik Deutschland angelangt. Wirft man auf die rein institutionelle und personelle Situation unseres Faches im Jahr 1995 ein sehr grelles und kurzes Schlaglicht, so muß man ehrlicherweise sagen, daß diese Disziplin derzeit rundherum so stark und etabliert ist, wie noch nie zuvor in ihrer Geschichte.

Am deutlichsten können Sie das an den Verhältnissen an den neuen ostdeutschen Universitäten nachvollziehen. Wer die dortigen Entwicklungen verfolgt hat, konnte beobachten, daß es keine der dortigen Universitäten versäumt hat, Soziologie aufzubauen und einige davon - aus der Sicht der alten Bundesländer - in außerordentlich opulentem Umfang. Fast überall hielt man sich an die traditionellen Vorgaben: es gab eine Gründungsprofessur, für die die Ausschreibung möglichst breit war, und diese wurde in der Folge an vielen Orten ergänzt durch einen Makrolehrstuhl, einen Mikrolehrstuhl, einen Methoden- und Technikenlehrstuhl und meistens durch mehrere Spezialitäten-Lehrstühle, je nach Profil der jeweiligen Universität. Ganz generell gilt, daß es heute keine Universität und/oder Hochschule in der Bundesrepublik Deutschland gibt, an der Soziologie nicht mit mehreren Personen vertreten ist.

Dies ist ein stolzes institutionelles Erfolgsergebnis. Das Fach Soziologie war in der Geschichte des akademischen Systems in Deutschland, noch nie so stark institutionell verankert wie zur Zeit.

Ich verkenne mir die Bemerkung nicht, daß das so nicht unbedingt hätte kommen müssen. Wie ja in vielerlei Hinsicht die unerwartete Vergrößerung der Bundesrepublik nicht wirklich als Chance für Weichenstellungen in völlig neue Entwicklungen genutzt wurde. So ist es gerade im akademischen System nicht wirklich begründbar, warum es unbedingt notwendig gewesen sein sollte, die etablierten westdeutschen Muster fortzuschreiben. Anstatt denkbarer Neukonstruktionen wurde, nicht zuletzt unter maßgeblicher Regie westdeutscher Soziologen, eine akademische Soziologie so reproduziert, wie sie seit 1946 an den westdeutschen Universitäten aufgebaut worden war.

Neben diesem erheblichen institutionellen Vereinigungs-Gewinn für unser Fach gibt es weitere Indizien für ein blühendes Fach: Die Soziologentage, die ja seit diesem Jahr nicht mehr so, sondern nunmehr geschlechtsneutral "Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie" heißen, verzeichnen Mal für Mal steigende Zahlen von Teilnehmenden, zuletzt mehr als dreitausend Menschen, die sich für immer mehr Sektionen, Arbeitsgruppen, Ad-hoc Gruppen und für immer mehr Vorträge zu interessieren scheinen. Natürlich sind wir noch weit entfernt von US-amerikanischen Verhältnissen, aber für das Fach als ganzes in Deutschland, bedeuten diese wachsenden Zahlen sicherlich nicht, daß wir uns derzeit im Niedergang definieren können.

Besonders bemerkenswert scheint mir dabei der eindeutig wachsende Anteil

der Studierenden an diesen Versammlungen zu sein. Auch hier ganz eindeutig das Ergebnis einer Entwicklung, von einer reinen Gelehrtenengesellschaft, als welche die "Deutsche Gesellschaft für Soziologie" 1909 gegründet wurde, hin zu einem großen Jahrmärkte der Diskussionsmöglichkeiten und Eitelkeiten. Die Soziologie als eine erfolgreiche "normal science" eben, wie sie Thomas Kuhn in jeder Hinsicht beschrieben hat (KUHN 1962).

Auch wenn die Entwicklung der Studierendenzahlen nicht mehr die Aufregungen und die modische Besetztheit abbildet, von denen unser Fach zu Beginn der 70er Jahre bestimmt war, zeigen dennoch die absoluten Zahlen, daß es noch nie so viel Studierende mit Haupt- oder Nebenfach Soziologie gegeben hat, wie das im Moment der Fall ist.

Und noch ein letzter Hinweis auf die erstaunliche Etabliertheit der wissenschaftlichen Soziologie in Deutschland. Es gab in der Geschichte der deutschen Soziologie noch nie so viele, hoch etablierte, hoch personell und vor allem materiell großzügig ausgestattete Forschungseinrichtungen wie derzeit in den Sozialwissenschaften. Gerade da wäre es natürlich recht unsinnig, sich auf Soziologie alleine zu beschränken, aber eben die empirisch arbeitenden Sozialforschungseinrichtungen stellen heute einen ganz wesentlichen Teil der Erfolgs-Story der deutschen Soziologie dar. Ich nenne hier nur ein paar davon: das "Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen" in Mannheim, das "Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung" in Köln, das "Informationszentrum für Sozialwissenschaften" in Bonn, das "Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung" und das "Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung" in Köln. Schon aus dieser kleinen Auswahl läßt sich ablesen, daß es heute eine Vielzahl von großen Forschungseinrichtungen gibt, in die hinein sehr viel sozialwissenschaftlich qualifizierte Intelligenz geht. Dabei spare ich den ganzen Bereich der rein kommerziell arbeitenden Marktforschungs- und Meinungsforschungsinstitute aus, in den natürlich auch sehr viele Absolventinnen und Absolventen des Studiums der Soziologie hineingehen.

Ohne nun auf weitere Details einzugehen, stelle ich fest, daß niemand leugnen kann, daß die Soziologie blüht und gedeiht, daß sie sich in immer mehr neue Marktnischen hinein bewegt und sie sich von außen in jeder Hinsicht als groß und erfolgreich einschätzen lassen muß. Groß und erfolgreich natürlich immer in Relation dazu, wie das alles anfing und vor allem in Relation zu der relativen Kürze der Zeit. Das Fazit lautet also: Sowohl in institutioneller als auch in personeller Hinsicht gibt es keinen Anlaß des Klagens über die Soziologie. Jede Soziologin und jeder Soziologe kann aus dieser Perspektive das Gefühl haben "Wir sind auf Erfolgskurs". Im Gegensatz zu manch anderen Fächern, die sich zweifellos so nicht darstellen können.

Trotzdem, so meine ich, gibt es ernst zu nehmende Krisenzeichen. Es könnte nämlich sein, daß dieser äußere Erfolg für bestimmte, ebenfalls sichtbare Fragwürdigkeiten dieses ganzen Erfolgs, blind macht.

Ich sprach bereits davon, daß einer der Gründe für eine feststellbare Unzufrie-

denheit mit dem Zustand der Soziologie, das weitgehende Aufgeben des soziologischen Fragens nach der "guten Gesellschaft" ist. Darüber hinaus gibt es auch eher fachinterne Momente, die genannt werden müssen, wenn es darum geht, der Soziologie eine tiefe "Krise" zu attestieren, eine Art intellektueller Lähmung. Vor allem zählt dazu das Auseinanderbrechen des Faches in ein Konglomerat von Spezialitäten, die nicht mehr untereinander kommunizieren und sich auch deswegen gegenseitig nicht sonderlich hoch wertschätzen.

Gerade in den USA, die uns auch hier zeigen können, wohin die Reise gehen kann, lassen sich sehr deutlich drei Entwicklungslinien festmachen: eine drastische Reduktion der Ressourcen für sozialwissenschaftliche Forschung, ein weitgehender Verlust der Hochachtung sozialwissenschaftlicher Forschungsergebnisse sowie eine radikale Veränderung der wissenschaftstheoretischen Einschätzung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung überhaupt. Eine frühere, teilweise groteske Wissenschaftsgläubigkeit wird zunehmend ersetzt durch eine immer stärkere Subjektivität und eine Mentalität des "anything goes". Dazu kommt noch, daß die alten Disziplin-Grenzen weitgehend zusammengebrochen sind, verstärkt durch den inflationären Entwicklungsschub der "area studies" und der "cultural studies", bei denen es um interdisziplinäre Forschung zu Regionen, Religionen, historischen Perioden geht, oder paradigmatische Zusammenschlüsse, wie Strukturalismus, Kausalmodellierung, Ethnomethodologie und Kognitionswissenschaft.

Die früher als monolithisch gedachte Soziologie befindet sich, nach meiner Lesart, gegenwärtig in einer vergleichbaren Situation wie die europäischen Nationalstaaten. Auch darin zeigt sich nochmals, daß beide Konzepte, sowohl das der Soziologie als auch das der Nation, gedankliche "Kinder" des 19. Jahrhunderts sind. Und ebenso wie die alten, traditionellen Nationalstaaten auch heute noch ihren Mitgliedern Sicherheit, Identität, Prestige, Wohlfahrt und bürgerliche Rechte offerieren, so scheint es, daß auch die alten Disziplinen ihren Angehörigen professionellen Status, intellektuelle Identität, akademische Nutzen und kollegiale Unterstützungs-Netzwerke bieten. Die Situation hat sich aber insofern verändert, als es neben diesen alten, quasi-nationalstaatlichen Gebilden der Disziplinen mittlerweile ein reiches Feld subnationaler, transnationaler und supranationaler Konstellationen gibt. Nicht nur in der Soziologie, sondern in allen anderen Sozial- und Kulturwissenschaften, können wir seit Jahren subdisziplinäre, transdisziplinäre und supradisziplinäre Diskurszusammenhänge ausmachen.

Solche Entwicklungen, so meine ich, sollte man nicht als Orientierungs-Krisen des Faches bejammern, sondern eher als Chance der Konstruktion neuer Erkenntnismöglichkeiten wahrnehmen. Zudem spricht vieles dafür, daß die alten Disziplinen, wie ja offensichtlich auch die Nationalstaaten, in Zukunft weiter existieren werden, weil sie sich einfach als überaus nützlich für die Erzeugung professioneller Identität, für die Vermittlung gemeinsamer Traditionen und die Lizenzierung der Teilnehmer am wissenschaftlichen Diskurs erwiesen haben. Sie offerieren Kanäle der Gewinnung des Zugangs zu Ressourcen, kollegialer Unterstützung und der Organisation und Etablierung von Diskurszusammenhängen.

Dennoch müssen die beobachtbaren Tendenzen des inneren und äußeren Auseinanderfallens der Disziplin Soziologie zu jenen ernstzunehmenden Zeichen gezählt werden, die darauf hinweisen können, daß die "Erfolgs-Story", die ich gerade eben skizziert habe, nicht die ganze Geschichte sein muß. Es gibt eine Reihe von Entwicklungen, die bedeuten können, daß einiges dieses "Erfolgs" möglicherweise auch die Zeichen für das bekannte Ende vom Lied sein können. In diese Richtung weist sicherlich die Tatsache, daß sich in der Zukunft seit einigen Jahren ein tiefes Unwohlsein des disziplinären Selbstverständnisses artikuliert, das wohl nur diejenigen nicht verspüren, die vielleicht nie wirkliche Leidenschaft für dieses Fach, ja vielleicht nicht einmal für Wissenschaft überhaupt empfunden haben.

Die meisten, so glaube und hoffe ich, die dieses Fach zu studieren beginnen, und die hoffentlich allermeisten, die es lehren dürfen, tun das doch auch heute noch aus einem Bedürfnis und der Hoffnung heraus, dazu beitragen zu können, die menschliche Gesellschaft zu verbessern.

Natürlich lernen die Studierenden schon im ersten Semester, daß die wissenschaftliche Soziologie etwas anderes ist als Sozialarbeit, Sozialpolitik und auch mit Sozialismus nicht verwechselt werden darf. Ungeachtet jedoch der Tatsache, daß sich die Soziologie zu einer wesentlich analytischen und empirischen Wissenschaft entwickelt hat, die sich von ihren ursprünglichen moralischen Anliegen weit entfernt hat, bleibt das alte Motiv ihrer Schaffung immer noch rekonstruierbar. Der Traum von der "guten Gesellschaft", von einer menschenwürdigen Gesellschaft, die Suche nach einer ethischen Fundierung des soziologischen Forschens ist und war doch der "Geist in der Maschine der Sozialwissenschaften", wie Irving Louis Horowitz das formulierte. Und dieser Geist spukt immer noch in vielen Köpfen, ungeachtet der szientifischen Wende der Soziologie, mit ihrer Abgrenzung von Sozialismus, Sozialpolitik und Sozialarbeit (HOROWITZ 1993).

## (VII)

Damit komme ich zum letzten Teil meiner Ausführungen, die unter der Fragestellung stehen: Wie sollte - nach meiner Meinung - eine Soziologie für das 21. Jahrhundert aussehen? Damit meine ich eben nicht nur eine Soziologie des 21. Jahrhunderts, sondern eine für das 21. Jahrhundert. Und das meint natürlich eine Soziologie für die Menschen, die den bevorstehenden Schritt in das nächste Millennium machen werden.

Da ich mich in dieser Vorlesung nicht so sehr an die Zukunft nach innen wenden möchte, halte ich mich bei den, gewissermaßen "nach Innen" gerichteten Vorstellungen, die ich für die Zukunft unseres Faches habe, nicht sonderlich ausführlich auf. Dafür nenne ich eher nur Stichworte, die den hier versammelten Kolleginnen und Kollegen sofort verständlich sein werden, und von denen ich eigentlich hoffe, daß sie nicht nur verständlich, sondern selbstverständlich sind.

Ich denke hierbei sowohl an die unverzichtbare und endgültige Aufhebung der unheilvollen paradigmatischen Trennungen von soziologischen Mikro- versus Makro-Ansätzen, als auch an die notwendige Überwindung der Fronten zwischen den sogenannten "Quantitativen" versus den "Qualitativen". Spätestens seit den intermediär angelegten, sowohl theoretisch begründeten wie empirisch vorgehenden soziologischen Großunternehmen, wie sie durch die Namen Norbert Elias, Pierre Bourdieu, Anthony Giddens und Jürgen Habermas angedeutet seien, sollten solche Trennungen in der Periode proto-soziologischer Konzepte verbleiben.

Die Notwendigkeit der Weiterentwicklung einer selbstreflexiven Soziologie sollte durch das bereits bis hierher Ausgeführte keiner nochmaligen Begründung bedürfen. Ebenso sollte sich die Notwendigkeit einer Option für eine herrschaftskritische Soziologie, die sich von einer rein affirmativ wirkenden abgrenzt, gerade in Deutschland aus den gemachten Erfahrungen der technokratischen Nutzbarmachung der Soziologie, sowohl unter den Systembedingungen des Nationalsozialismus als auch im DDR-Sozialismus, keiner weiteren Begründung bedürfen.

Damit komme ich zum eigentlich schwierigsten Zusammenhang, dieser, wie ich zumindest meine, so selbstverständlichen Forderungen: die Soziologie kann es sich, nach meiner Überzeugung, nicht mehr länger erlauben, "wertfrei" zu sein, sondern wird wertbezogen werden müssen.

Das sagt sich so einfach: die Soziologie solle die Frage nach der "guten Gesellschaft" nicht aus den Augen verlieren. Woher sollen denn soziologische Maßstäbe für die "Güte" einer Gesellschaft, einer "Bürgergesellschaft" etwa, einer Gesellschaft für Bürger also, kommen?

Wenn die Soziologie, als intellektuell-wissenschaftliches Unternehmen, die Mitarbeit an der Utopie einer "guten Gesellschaft" aufkündigt, dann steht nach meiner Meinung zumindest die innere Liquidation des Unternehmens Soziologie, das mit so viel Enthusiasmus und Hoffnungen im 19. Jahrhundert begonnen wurde, bevor. Es verliert seine innere Legitimation, wenn das Unternehmen Soziologie der Frage nach dem "guten Leben" nicht mehr nachgeht, also keine Vorlagen für einen utopischen Realismus produziert.

Die Soziologie muß wieder, nicht alleine aber sicherlich auch, Fragen stellen wie:

Wie sollen wir in Gesellschaft leben?

Was macht die Menschen zu moralischen Wesen?

Wie verstehen wir die Gesellschaften der Individuen?

Wie verstehen wir die Individuen der Gesellschaften?

Vielleicht war die Vertreibung der Dominikaner doch ein zu hoher Preis für den Sieg der säkularen Universität. Die Vertreibung der Theologie und der Versuch der radikalen Ersetzung der Philosophie ein zu hoher Preis für den Erfolg der Soziologie, die zwar eine "Versozialwissenschaftlichung" unseres Denkens mit sich brachte, die uns aber auch weitgehend um das Zulassen solcher Fragen als

"wissenschaftlich" gebracht hat. Woher sollen wir Antworten auf die Frage beziehen, welche Werte für eine "gute Gesellschaft" gelten?

Sicher muß der Anspruch der Soziologie Auguste Comtes, diese zu einer Leitwissenschaft der Gesellschaft zu machen, bei der Schwellenüberschreitung in das 21. Jahrhundert endgültig verabschiedet werden. Die Loslösung der Soziologie von der Philosophie und der politischen Philosophie des 19. Jahrhunderts muß deswegen jedoch nicht rückgängig gemacht werden, sondern durch eine (Wieder)Aufnahme des Diskurses korrigiert werden. Es mag sein, daß die Soziologie erst durch die Emanzipation von den traditionellen Morallehren entstehen konnte. Aber nun, nach ihrer hundertjährigen Befreiung, muß es doch wieder möglich sein, das Unterfangen einer moralfreien Thematisierung von Moral als gescheitert aufzugeben. Es kann auch nicht um eine "Soziologisierung" des ethischen Diskurses gehen, sondern darum, daß auch die Soziologie sich als Disziplin um eine Therapie der durch Sinnkrisen orientierungslos gewordenen Menschen in Gesellschaften bemüht.

Es war ja ursprünglich ein nicht völlig sinniges Projekt, das die Begründer unseres Faches, wie eben beispielsweise Emile Durkheim, in Absetzung von der Moralphilosophie zu verfolgen suchten. Jenes Projekt, wie es am klarsten in folgendem Durkheim-Zitat zum Ausdruck kommt: "Noch niemals hatte sich diese [= die Philosophie. DK] zum Ziel gesetzt, eine bestimmte moralische Realität getreulich wiederzugeben, ohne etwas hinzuzufügen oder auszulassen. Der Ehrgeiz der Philosophen war vielmehr, eine neue Moral zu entwerfen, die von der ihrer Zeitgenossen oder ihrer Vorfahren zuweilen in wesentlichen Punkten abwich." (DURKHEIM 1976: 132).

Das Programm einer empirischen sozialwissenschaftlichen Moralforschung ist ja nur dann in Frage zu stellen, wenn sich erweist, daß die Menschen, deren Moral *erforscht* werden soll, eher nach Orientierungsangeboten suchen, als daß es ihnen hilft, wenn ihre brüchig gewordenen moralischen Leitplanken wissenschaftlich analysiert werden. Das Durkheimsche Angebot jedenfalls scheint an sein Ende gelangt zu sein: Menschen, die in ihren moralischen Orientierungen unsicher geworden sind, können aus einer Beschwörung der Moral durch berufsständische Organisationen und durch einen - schon bei Durkheim beschworenen - "Kult des Individuums" keine Hilfe bei ihrem verzweifelten Suchen nach moralischer Integrationsfähigkeit für sich selbst und ihre Gesellschaften ziehen. Das "Sinndefizit" einer Gesellschaft wird sich nicht durch die sozialwissenschaftliche Konstatierung eines solchen füllen lassen.

Wer das Bild von der Soziologie als einer "Moralwissenschaft" wieder aufnehmen will, muß Antworten auf die Frage geben, woher er die Maßstäbe seiner Moral beziehen möchte. Die Frage nach Standards für Wahrheit, Moral und Perspektiven einer humanen Gesellschaft werden sich nicht ersetzen lassen durch perspektivische Beiträge aus pluraler Sicht. Davon gibt es ja derzeit einige, wie etwa die Konkurrenz divergierender Perspektiven, wie die der Geschlechter, der Rassen, der Ethnien, der Klassen, der Kulturkreise, der Religionen und ausge-

wählter ideologischer Positionen. Die intellektuell-wissenschaftliche Reaktion auf die Fragmentierung der Welterfahrung darf weder die Kapitulation gegenüber einem zynischen oder nihilistischen Weltbild sein, noch der Rückzug in einen technischen Fetischismus in der Sozialforschung oder die sterile Polemik in unserem soziologischen "Theorie"-Spiel. Die Herausforderung für die Soziologie ist es, in einer so differenzierten und zersplitterten Welt wie der unseren und heutigen, neue Arten des Wertekonsens *mitzukonstruieren*.

Ich stelle mir daher für die Soziologie ein alt-neues Programm vor. Sie sollte eine Art von Pflanzgarten für "Intellektuelle", im Sinne von "Weisen", werden: empirisch fundiert, mit theoretischem Anspruch, aber auch mit sozialpolitisch-ethischem Gewissen. Öffentlich denkende Menschen in der sozialen Welt, die sich verantwortungsvoll in aktuelle politische Auseinandersetzungen einmischen. Dabei stehen die soziologischen Intellektuellen selbstverständlich nicht außerhalb der allgemein politischen Kämpfe um die Macht, sie befinden sich vielmehr mitten im Getümmel. Auch sie greifen zu den geistigen und rhetorischen Waffen, auch sie streben nach Macht und auch sie versuchen ihre privilegierte Position auszubauen.

So ein "Pflanzgarten" für soziologische Weise kann, nach meiner festen Überzeugung, ausschließlich an den Universitäten gedeihen, die eben darum keine "Berufsschulen" werden dürfen, deren Produktionsziel eben nicht Technokraten, Datentechniker, aber auch keine Ideologen, sein dürfen. Das alte Motto des Soziologen Helmut Schelsky: "Bildung durch Wissenschaft", gilt vielleicht heute mehr denn je (SCHELKY 1963). Wir wollen Menschen anziehen und ausbilden, von denen Max Weber sowohl Leidenschaft als auch Augenmaß forderte. Dazu gehört heute die Notwendigkeit der interdisziplinären Öffnung, der multikulturellen Orientierung, der intergesellschaftlichen, globalen Orientierung und der Mitwirkung bei der Erzeugung eines ökologischen Verantwortungsbewußtseins.

Ich sollte betonen, daß ich nicht meine und mir schon gar nicht wünsche, daß die Soziologie nun auf einmal oder wieder die Wertordnungs-Spezialisten bereitstellen sollte. Gerade der Weg der US-amerikanischen Soziologie hat gezeigt, daß es keine Alternative zur Spezialisierung geben kann. Die frühen amerikanischen Soziologen begannen ihr Projekt Soziologie mit einem noch völlig naiven In-einsetzen von Soziologie und Moral, insbesondere protestantischer Moral. Die "Social Gospel" war gewissermaßen das Lehrbuch der frühen universitären Soziologie der University of Chicago, das "Social Survey Movement" und der "muckracking journalism" die Zwillingsschwester der universitären Soziologie (MORGAN 1969; 1970).

Nein, das ist nicht mein Bild, daß der Professor für Soziologie nun gleichzeitig der Universitätsprediger werden sollte, wie das im frühen Chicago der Fall sein konnte. Aber sich *beteiligen*, wieder stärker einmischen in den öffentlichen Vernunftgebrauch, das ist die Aufforderung, die ich an mein Fach richten möchte. Die Wieder-Einmischung sowohl in die politische Lebenswelt als auch in die medial-öffentliche Wertdebatte.

Ich denke an Zusammenarbeit, an den Dialog, zwar auch und verbessert innerhalb der Soziologie, aber ganz besonders zwischen der Soziologie und den "Wertspezialisten", etwa denen aus der Theologie, der Religionswissenschaft, der Philosophie. Die Konstruktion einer rationalen, nicht religiösen Ethik, sollte sie denn überhaupt das Ziel der Soziologie sein können, wird sich jedenfalls nicht ohne den Dialog mit den vorliegenden religiösen Entwürfen formulieren lassen.

Gibt es, so lautet dann sicher die zentrale und abschließende Frage, so etwas wie eine rationale, säkulare Ethik an deren Schaffung die Soziologie sich beteiligen kann? Ich gestehe, daß ich von den bisherigen sozialwissenschaftlichen Versuchen, eine solche nicht metaphysische Ethik, eine nicht religiös verortete Ethik zu formulieren, nicht sonderlich überzeugt bin.

Die beiden sehr ernst zu nehmenden, aktuellen Großunternehmen in dieser Richtung, sowohl das der "Kommunitarismus"-Debatte (ETZIONI 1995) im Anschluß an das Buch von John Rawls "A Theory of Justice" (RAWLS 1971), als auch das der Begründung einer konsensualen Diskurs-Ethik durch Jürgen Habermas, wie dieser es mit seiner "Theorie des kommunikativen Handelns" vorgelegt hat (HABERMAS 1981), haben mir persönlich noch nicht zeigen können, daß Prinzipien und Werte wie "Vernunft" oder "Gerechtigkeit" sich aus sich selbst heraus, d.h. rein sozialwissenschaftlich begründen lassen.

Was die Sozialwissenschaften bislang noch am überzeugendsten anzubieten hatten, war die Einschätzung, daß in sogenannten postmodernen Zeiten wie den unseren, der Triumph eines moralischen Nihilismus unvermeidbar sei, allenfalls moralischer Relativismus möglich sei, am ehesten jedoch die Substitution der Ethik durch die Ästhetik. Sollte das wirklich der Weisheit letzter Schluß sein, wenn die Soziologie gefragt wird, woran Individuen in Gesellschaften sich orientieren können?

Damit komme ich ein letztes Mal zurück zum Bild von den Dominikanern: natürlich sollen und werden wir nun nicht wieder unsererseits die Gebäude der Universitäten räumen, und sie gewissermaßen den Dominikanern zurückgeben. Nicht zuletzt deswegen, weil ja daran erinnert werden muß, daß die Vertreibung der Dominikaner zwar symbolisch für die "Befreiung" von der *katholischen* Dominanz der akademischen Lehre stand, dies aber keineswegs bedeutete, daß es beispielsweise mit der Gründung der protestantischen Universität Marburg nun schon "Freiheit der Wissenschaft" in unserem heutigen Sinne gegeben hätte.

Erst die deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts befreiten sich weitgehend von der Aufsicht der Kirchen, wurden dafür jedoch ganz schnell Kostgänger des Staates, dem sie nun die diplomierten Examensmenschen zu liefern hatten. Und daran hat sich ja wohl wesentliches nicht geändert.

Um so unbefangener können und sollten wir, so meine ich, nun unsererseits den Schritt machen und den Dialog mit den heutigen Kennern der philosophischen und religiösen Diskurse über das Gute, das dem Menschen adäquate Gute, suchen. Und damit meine ich selbstverständlich nicht nur die des Christentums, sondern die Kenner aller Entwürfe jener "Systeme der Lebensreglementierung",

wie Max Weber die großen Weltreligionen nannte.

Wir aus der Soziologie sollten auf sie zugehen und den Dialog mit ihnen suchen. Und dann wird sich ja herausstellen, ob *wir* ihnen etwas anzubieten haben. Die Prinzipien dieses Dialogs können nur sein das redliche Bemühen um das Verstehen des Anderen, die Akzeptanz des „Andersseins“, eine „Politik der Anerkennung“.

Es könnte *der* Dialog des 21. Jahrhunderts werden und es könnte ein gutes Ende der Soziologie sein.